

Vykypěl, Bohumil

Vokale und Konsonanten als Selbst- und Mitlaute : (mit Beispielen aus dem Obersorbischen) : eine späte Intervention in die glossematische Debatte

Sborník prací Filozofické fakulty brněnské univerzity. A, Řada jazykovědná. 2003, vol. 52, iss. A51, pp. [57]-82

ISBN 80-210-3151-4

ISSN 0231-7567

Stable URL (handle): <https://hdl.handle.net/11222.digilib/100015>

Access Date: 19. 02. 2024

Version: 20220831

Terms of use: Digital Library of the Faculty of Arts, Masaryk University provides access to digitized documents strictly for personal use, unless otherwise specified.

BOHUMIL VYKYPĚL

VOKALE UND KONSONANTEN ALS SELBST- UND MITLAUTE (MIT BEISPIELEN AUS DEM OBERSORBISCHEN) Eine späte Intervention in die glossematische Debatte

I. Vor über 35 Jahren schrieb Algirdas Julien Greimas (1966, 12), dass seit *Louis Hjelmslev* „il n'est plus permis d'exercer la linguistique sans références explicites à ses fondements théoriques présupposés“. Und Émile Benveniste (1966, 38) meinte, dies sei bereits seit *Ferdinand de Saussure* nicht mehr möglich:

„Dès ce moment en effet Saussure a vu qu'étudier une langue conduit inévitablement à étudier le langage. Nous croyons pouvoir atteindre directement le fait de langue comme une réalité objective. En vérité nous ne le saisissons que selon un certain point de vue, qu'il faut d'abord définir. Cessons de croire qu'on appréhende dans la langue un objet simple, existant par soi-même, et susceptible d'une saisie totale. La première tâche est de montrer aux linguiste « ce qu'il fait », à quelles opérations préalables il se livre inconsciemment quand il aborde les données linguistiques.“

Das hatte auch Hjelmslev (1973, 103–105, 128, 134) im Auge, als er allgemein erklärte, das Objekt sei ohne Methode, d.h. ohne Weg zu ihm, wissenschaftlich nicht zugänglich; und für ihn als Sprachwissenschaftler stellt die Sprache das Objekt und die strukturelle Sprachwissenschaft den Weg dar:

„On comprend par *linguistique structurale* un ensemble de *recherches* reposant sur une *hypothèse* selon laquelle il est scientifiquement légitime de décrire le langage comme étant *essentiellement* une *entité autonome de dépendances internes*, ou, en un mot, une *structure*.“ (Hjelmslev 1959, 21)

Man kann hier den Unterschied zwischen dem strukturellen und dem nichtstrukturellen Gesichtspunkt beobachten. Beide fassen das untersuchte Objekt – falls es ein existierendes Ganzes sein soll – als *System* auf, d.h. als etwas, was durch seine *Elemente* und die *Beziehungen* zwischen diesen Elementen gebildet wird. Der erste Gesichtspunkt betrachtet sein Objekt eher durch die Beziehungen, der zweite eher durch die Elemente. Der Grad, in dem das jeweils Andere, die Elemente oder die Beziehungen, berücksichtigt wird, ist bei verschiedenen Autoren und verschiedenen Richtungen verschieden. Wenn wir simplifizierend anschaulich sein möchten, könnten wir eine Skala konstruieren, die z.B. folgendermaßen aussehen würde: Glossematik – Prager Schule – Meillet – Junggram-

matiker. Es kann jedenfalls als sicher gelten, dass Hjelmslev den äußersten Punkt der strukturellen Sichtweise darstellt. (Zum Begriff der Struktur vgl. auch und vor allem Benveniste 1966, 91–98.)

Die sprachliche Struktur hat indessen einige spezifische Eigenschaften, welche sie von den anderen Strukturen unterscheiden. Diese werden von Hjelmslev (1959, 35; 1973, 119–153) folgendermaßen formuliert:

1. Die Sprache besteht aus *zwei Teilen*, welche durcheinander bedingt und miteinander verbunden, aber zugleich voneinander unabhängig sind und einen vollkommen parallelen Aufbau haben. Diese Teile heißen *Ausdrucksplan* und *Inhaltsplan*. Sie sollen getrennt beschrieben werden.

2. Die Sprache hat *zwei Achsen* oder zwei Arten von Beziehungen in ihren beiden Plänen: die *syntagmatische* und die *paradigmatische*. Eine syntagmatische Beziehung ist eine Beziehung „sowohl – als auch“; eine paradigmatische Beziehung ist eine Beziehung „entweder – oder“. Eine paradigmatische Beziehung besteht zwischen den Elementen, die in dieselbe syntagmatische Beziehung eintreten können. (Vgl. Hjelmslev 1943, 35f.; 1959, 129.)

Diese zwei Eigenschaften sind die grundlegenden, sie werden von den drei weiteren vorausgesetzt.

3. Der Ausdrucks- und der Inhaltsplan sind durch die *semiologische Beziehung* verbunden (vgl. Hjelmslev 1959, 116, 150), d.h. die beiden Pläne koexistieren und bedingen einander (der eine kann nicht ohne den anderen existieren und umgekehrt). Auf dieser grundsätzlichen Beziehung zwischen den beiden Plänen als Ganzen beruht die Beziehung zwischen ihnen als Systemen: Diese Beziehung besteht darin, dass ein Austausch von zwei oder mehreren Elementen in einer und derselben syntagmatischen Beziehung im einen Plan einen entsprechenden analogen Austausch im anderen Plan hervorrufen kann; die Beziehung zwischen solchen Elementen des jeweiligen Plans heißt *Kommutation*. Für das sprachliche Element (die Invariante) darf nur diejenige Größe erklärt werden, welches in diese Beziehung eintreten kann (vgl. dazu auch Greimas 1966, 13f.).

4. Die Beziehungen innerhalb der beiden Pläne auf beiden ihren Achsen sind dreierlei:

a) *Dependenz*: das eine Element (A) wird von dem anderen (B) vorausgesetzt, aber nicht umgekehrt ($A \leftarrow B$);

b) *Interdependenz*: das eine Element setzt das andere voraus und umgekehrt ($A \leftrightarrow B$);

c) *Konstellation*: es ist möglich, aber nicht nötig, die Elemente zu kombinieren ($A|B$). (Vgl. Hjelmslev 1943, §11; 1959, 147f.; 1963, 94f., 104 = 1968, 115–118, 128; 1973, 107f.)

5. Zwischen den Elementen des Ausdrucksplans und den Elementen des Inhaltsplans besteht keine Ein-zu-Eins-Beziehung. Dies bedeutet, dass die syntagmatische Interdependenz, welche zwischen den beiden Plänen als Ganzen besteht (die semiologische Beziehung), nicht zwischen ihnen als Systemen besteht; anders gesagt: in der syntagmatisch interdependenten Beziehung kommt nicht unbedingt nur ein Element des Ausdrucksplans und ein Element des Inhaltsplans vor (vgl. Hjelmslev 1943, 99; 1959, 42f.; 1963, 101 = 1968, 124; Spang-

Hanssen 1963, 141, 143). Offensichtlich hat diese *Nonkonformität* des Ausdrucks- und des Inhaltsplans den Charakter einer operativen (d.h. ein Unterscheidungskriterium anbietenden) Definition im Hinblick auf die erste Eigenschaft, welche die formale Definition darstellt. Die erste und die fünfte Eigenschaft der Sprache scheinen also den Anfang und das Ende von allem darzustellen.

Wenn man die Grundeigenschaften der Sprache sieht, fällt es nicht schwer, die Saussuresche Inspiration zu erkennen.

Zuerst tritt die strenge Auffassung der Sprache als einer Struktur auf. De Saussure spricht zwar über die Sprache als über ein System, aber die Behauptungen wie „la langue est un système qui ne connaît que son ordre propre“ (Saussure 1922, 43) oder „la langue (...) est un tout en soi et un principe de classification“ (ib., 25) lassen von der Dominanz der Beziehungen über die Elemente nicht zweifeln, und die Elemente werden wirklich für ausschließlich negativ und differentiell erklärt (ib., 166f.). (Vgl. auch Benveniste 1966, 92f.; dagegen findet man die bekannte Maxime, dass „tout se tient“ in der Sprache, auf die sich auch Hjelmslev 1959, 114 beruft, nicht bei de Saussure, sondern bei seinem Schüler, Antoine Meillet; vgl. Albrecht 2000, 233; Benveniste 1966, 93.)

Die zwei Achsen der Sprache, die syntagmatische und die paradigmatische, entsprechen der Saussureschen Unterscheidung von zwei Arten der sprachlichen Beziehungen, der syntagmatischen und der assoziativen. Die Differenz zwischen Hjelmslev und de Saussure besteht nur darin, dass die syntagmatische Beziehung keine Beziehung der Sukzession darstellt, sondern einfach die Beziehung „sowohl – als auch“. Dies resultiert daraus, dass Hjelmslev die These de Saussures, der *signifiant* habe einen linearen Charakter, ablehnt und keine räumliche oder zeitliche Dimensionen in die Definition der Sprache einführt (vgl. Hjelmslev 1939; 1973, 110, 130f.; Fischer-Jørgensen 1979, 42). Diese Differenz ist allerdings nicht die grundsätzlichsste und kommt nur bei einigen Fragen zum Ausdruck. Wichtiger scheint ein weiterer Punkt:

Der Unterscheidung des Ausdrucks- und des Inhaltsplans entspricht die Saussuresche Unterscheidung von zwei Seiten des sprachlichen Zeichens, des *signifiant* und des *signifié*. Die Differenz zwischen Hjelmslev und de Saussure ist hier jedoch vielleicht noch schwerwiegender als ihre Übereinstimmung: Während Hjelmslevs Ausdruck und Inhalt zwei Teile des Sprachsystems, sozusagen zwei sprachliche Subsysteme darstellen, sind *signifiant* und *signifié* de Saussures zwei Teile des Sprachzeichens, welches das Element des Sprachsystems ist. Wenn nun noch die fünfte Hjelmslevsche Eigenschaft der Sprache einbezogen wird, so ist es nicht nur klar, dass die Sprachzeichen nicht die Elemente der Sprache darstellen, sondern man sieht auch, dass nicht einmal die beiden Seiten der Sprachzeichen die Elemente des Sprachsystems sind: Das Bezeichnende und das Bezeichnete sind ja immer syntagmatisch interdependent und haben eine Eins-zu-Eins-Beziehung. Die sprachlichen Elemente werden daher von den Komponenten der beiden Saussureschen Seiten des Sprachzeichens dargestellt; diese Komponenten nennt Hjelmslev (1943, §12) *Figuren*. Vom Gesichtspunkt ihres vorausgesetzten Ziels oder ihres häufigsten Zwecks aus lässt sich die Spra-

che zwar wirklich als Zeichensystem betrachten; vom immanenten Gesichtspunkt aus, dem Gesichtspunkt ihres inneren Aufbaus, stellt sie aber vielmehr ein System von Figuren dar, die für den Bau der Zeichen benutzt werden können.

Eine weitere, nicht weniger wichtige Inspiration durch de Saussure bei Hjelmslev wurde noch nicht erwähnt: Es handelt sich um die ängstliche Dichotomie *langue* versus *parole*. Mit dieser Unterscheidung hat de Saussure offensichtlich die Ahnung ausgedrückt, die Sprachwissenschaft sollte – als wirkliche Wissenschaft – die Endlichkeit hinter der Unendlichkeit, das Stabile hinter dem Variablen, das Sichere hinter dem Unsicheren, oder – mit Worten von Benveniste (1966, 17) – „l'unité du plan dans l'infinie diversité des phénomènes linguistiques“ suchen (vgl. auch Leška 1964 und Holt in Lejeune 1949, 161, 281f.). In der allgemeinen Perspektive hat auch Hjelmslev (1943, §2) diese Forderung formuliert: Eine Wissenschaft soll das finite *System* hinter dem infiniten *Prozess* suchen, welcher durch eine beschränkte Menge von Elementen gebildet wird, die in immer wieder neuen Kombinationen vorkommen. Und auch die Sprachwissenschaft, falls sie für eine Wissenschaft gehalten werden will, soll die Sprache als System betrachten, welches hinter einem Prozess liegt. Das sprachliche System wird *Sprachbau* genannt und der sprachliche Prozess *Sprachgebrauch* (zu dieser deutschen Terminologie vgl. Hjelmslev 1959, 81, Anm. 1). Was ihre Beziehung betrifft, so ist der Sprachgebrauch vom Sprachbau syntagmatisch dependent – wie allgemein der Prozess vom System.

Der Sprachbau stellt also ein System von Figuren dar, die durch wechselseitige Beziehungen miteinander verbunden sind, und hat zwei Teile, den Ausdrucks- und den Inhaltsplan, welche syntagmatisch interdependent sind. Die Struktur dieses Systems hat die fünf oben genannten Eigenschaften. Auf den Beziehungen zwischen den Elementen (Figuren) des Sprachbaus beruhen die Kombinationsmöglichkeiten der Elemente (vgl. auch Hjelmslev 1973, 112f.), so dass der Sprachbau auch durch das Inventar seiner Elemente und deren Kombinationsmöglichkeiten charakterisiert werden kann, wie das Benveniste (1966, 22) formuliert hat:

„Au lieu d'une série d'« événements » singuliers, innombrables, contingents, nous obtenons un nombre fini d'unités et nous pouvons caractériser une structure linguistique par leur répartition et leurs combinaisons possibles.“

Der Sprachgebrauch stellt dann eine Ausnützung dieser Möglichkeiten; mit den Worten Hjelmslevs (1959, 79), der Sprachbau sei eine *Institution*, der Sprachgebrauch eine *Exekution*:

„Une discipline qui aurait pour objet l'exécution du schéma se trouverait posée devant deux tâches (...) : il s'agirait de décrire 1° les combinaisons par lesquelles le sujet parlant utilise le code du schéma, et 2° le mécanisme psycho-physique qui lui permet d'extérioriser ces combinaisons.“

1° Die erste Aufgabe stellt die Beschreibung des *Zeichenaspekts* des Sprachgebrauchs dar. Der Sprachgebrauch bildet gewisse konkrete Zeichen, d.h. Verbindungen von gewissen konkreten Elementen oder Gruppen von Elementen des

Ausdrucksplans mit gewissen konkreten Elementen oder Gruppen von Elementen des Inhaltsplans, indem die Möglichkeiten des Sprachbaus, d.h. das Inventar der Elemente und ihre Kombinationsmöglichkeiten, ausgenützt werden. Das Zeichen beruht auf einer Konvention der gegebenen Sprecherkommunität, d.h. der Benutzer des gegebenen Sprachbaus, und diese Konvention betrifft sowohl die Verbindung von Ausdruck und Inhalt als auch die Organisierung in der linearen Perspektive des Zeichens.

2° Was den zweiten Aspekt des Sprachgebrauchs angeht, findet man hier wieder eine Inspiration durch de Saussure, und zwar durch die bekannte Parole „*la langue est une forme et non une substance*“ (Saussure 1922, 169). Darauf baut Hjelmslev seine weitere wichtige Dichotomie, und zwar diejenige zwischen *Form* und *Substanz*, resp. genauer zwischen *Ausdrucksform* und *-substanz* und *Inhaltsform* und *-substanz* (zu weiteren Quellen des glossematischen Gegensatzes zwischen *Form* und *Substanz* sowie allgemein zu diesem Problem vgl. Fischer-Jørgensen 1979, 183–215). Die *Substanz* „exteriorisiert“ (manifestiert) die *Form*. Die *Ausdruckssubstanz* macht die *Ausdruckselemente* zugänglich; die *Inhaltssubstanz* stellt die *Inhaltselemente* als Segmente der „*Realität*“ vor, welche durch die *Inhaltsform* geformt (d.h. auch segmentiert) wird. Die *Substanz* ist von der *Form* syntagmatisch dependent, denn die *Substanz* stellt den einen Aspekt des Sprachgebrauchs dar und die *Form* ist der Sprachbau im Verhältnis zur *Substanz*. Dies bedeutet, dass die *Form* ohne *Substanz* existieren kann und dass mehrere *Substanzen* einer *Form* entsprechen dürfen, aber nicht umgekehrt. Daraus folgt es auch, dass die *Substanz* für den Aufbau der *Form* sowie für deren Beschreibung nicht relevant ist. Dies gilt auch für den Sprachgebrauch allgemein in seinem Verhältnis zum Sprachbau.

Gemäß Hjelmslev lassen sich für die Ausnützung oder Auswahl der Möglichkeiten des Sprachbaus keinerlei Regeln aufstellen; „ob diese oder jene Möglichkeit ausgenützt oder ausgewählt wird, das ist reiner Zufall“ (Hjelmslev 1968, 46 = 1963, 39). Der Sprachgebrauch ist also arbiträr hinsichtlich des Sprachbaus:

„The choice of signs within the given possibilities of combination is arbitrary, since it is not prescribed by the linguistic schema; the same is true for the choice of manifestations.“ (Hjelmslev 1973, 113)

Hier kommt man also offensichtlich zu einer erweiterten Version einer weiteren Saussureschen Inspiration, die wir bereits oben mit der Konvention, auf welcher das Sprachzeichen beruht, gestreift haben, und zwar zum „*l'arbitraire du signe*“ (Saussure 1922, 100–102):

„The second fundamental characteristic of the linguistic sign set up by Ferdinand de Saussure: its arbitrary character, is hence no longer to be viewed as a characteristic of the sign. That which is arbitrary lies in principle not in the connection of a given expression with a given content, but in the assignment of a definite linguistic usage to fit a definite linguistic schema; the connection of content and expression in the sign is only a special case of this.“ (Hjelmslev 1973, 113)

Arbiträr ist also auch die Substanz in Bezug auf die Form (vgl. auch Hjelmslev 1943, 70; 1959, 64f., 106f., 121, 132f., 161; 1973, 99f.). Die Arbitrarität der Substanz wird indessen von Hjelmslev eingeschränkt, indem er den Begriff der *Affinität* einführt: Eine Form hat eine gewisse Affinität, durch welche eine gewisse Substanz zu ihr angezogen wird (vgl. Hjelmslev 1959, 132f., 161, 214, 219); dies gilt sowohl für den Ausdrucks- als auch für den Inhaltsplan. Näher wird dieser Begriff aber nicht präzisiert (es werden nicht etwa die Regeln der Manifestation aufgestellt; zu diesen vgl. auch Spang-Hanssen 1959, 115f.), nur für den Inhaltsplan wird deklariert, je breiter die betreffende Inhaltseinheit sei (d.h. je mehr Inhaltselemente darin verbunden sind), desto größer sei die Affinität und daher auch desto minder sei die Arbitrarität (vgl. Hjelmslev 1950; 1959, 154; Vykypěl 2002a, 9f., 11f.). (Dieses indirekte Verhältnis zwischen der Breite der Inhaltseinheiten (Zeichen) und der Arbitrarität hat auch Skalička formuliert, indem er über das Verhältnis von *langue* und *parole* sprach; vgl. in Vachek 1964, 375–390.)

Bemerkung: Wie bekannt wurden v.a. in 40er Jahren des 20. Jh. heftige Diskussionen um diese These de Saussures geführt. Die Gegenthese von Benveniste, das Sprachzeichen sei nicht arbiträr, sondern notwendig (*nécessaire*) (vgl. Benveniste 1966, 49–55), ist indessen derart auszulegen, dass das Zeichen als Verbindung von Ausdruck und Inhalt in der Existenz dieser Verbindung notwendig ist, nicht aber in der Auswahl der Verbindung (vgl. auch Vykypěl 2002a, 11f.).

Man könnte geneigt sein, eine Beschreibung des Sprachgebrauchs für unmöglich zu halten, falls er arbiträr und völlig unvorausehbar ist. Es ist aber zuerst darauf hinzuweisen, dass dieser Charakter in Bezug auf den Sprachbau, den „inneren“ Aufbau der Sprache gilt: Der Sprachgebrauch oder genauer seine konkrete Gestaltung ist vom Sprachbau aus nicht kalkulierbar. Wenn man aber gewisse Axiome dafür annimmt, kann auch der Sprachgebrauch beschrieben werden.

Einer der Ausgangspunkte für die Beschreibung stellt offensichtlich die *Arbitrarität* dar. Es ist wichtig, dass aus dem arbiträren Charakter des Sprachzeichens resultiert, dass es weder nötig ist, dass das Sprachzeichen sich verändert, noch dass es unveränderlich bleibt (vgl. Saussure 1922, 104–113). Der Dynamismus und die gleichzeitige Stabilität des Sprachgebrauchs beruht gerade auf dieser Tatsache: Diesen Charakter hat Vilém Mathesius (1932) durch den Begriff der „flexibeln Stabilität“ erfasst. Die Offenheit und Variabilität des Sprachgebrauchs wird durch den Charakter seiner Elemente, der Sprachzeichen, ermöglicht: Sie sind von unbeschränkter Menge und werden durch Elemente von beschränkter Menge gebildet (vgl. auch Hjelmslev 1943, §12). Diese „flexible Stabilität“ gilt auch für den Substanzaspekt des Sprachgebrauchs, d.h. für die Manifestation der Form.

Die Arbitrarität stellt also den *inneren* Grund der relativen (flexibeln) Stabilität des Sprachgebrauchs dar. Daneben gibt es allerdings auch den *äußeren* Grund: Flexibel und offen sein muss der Sprachgebrauch, um seinem Zweck, und zwar der *Kommunikation*, gerecht zu werden. (Vgl. auch Vykypěl 2002a, 26, 28).

Aus dem, was über den Sprachgebrauch gesagt wurde, ergibt es sich jedenfalls, dass man bei der Beschreibung des Sprachgebrauchs nur mit *Tendenzen*

arbeiten kann: Tendenzen nennt Hjelmslev die Ursachen der Veränderungen, die den Sprachgebrauch betreffen (vgl. Hjelmslev 1959, 136f.; 1963, 127 = 1968, 158; 1973, 211f.); man kann diesen Termin indessen auch auf die Regeln der Sprachgebrauchsgestaltung beziehen. In dieses Umfeld würden dann z.B. alle Prager Begriffe gehören wie Skaličkas Konstrukt des Sprachtyps, welcher nie völlig realisiert wird (vgl. Skalička 1979), der Gegensatz Zentrum vs. Peripherie in der Sprache (vgl. Vachek 1966a) oder die nie vollkommene Ausgewogenheit des Sprachsystems und die teleologische Auffassung der Sprachentwicklung (vgl. Vachek 1983, 241–254) (allgemein lässt sich dies so formulieren, dass die Prager auch oder vor allem den Sprachgebrauch in ihr Blickfeld einbeziehen; vgl. dazu Vykypěl 2002a.). Skalička, de Saussures Vergleich der Sprache mit dem Schachspiel entwickelnd, schrieb:

„The sense of the game of chess only emerges from another kind of rules which are very difficult to fix and are found to be always changing, rules to be observed if the game is to be brought to a successful conclusion.“ (in Vachek 1966b, 23)

Die Tendenzen des Sprachgebrauchs kann man also als solche Regeln auffassen, die „very difficult to fix“ und „always changing“ sind.

Diese Tendenzen, die durch Variierung des Sprachgebrauchs im Rahmen des Sprachbaus zum Ausdruck kommen, lassen sich mit der berühmten *Potentialität der sprachlichen Erscheinungen* von Vilém Mathesius vergleichen: Unter Potentialität verstand Mathesius „static oscillation, i. e. instability at the given period; it is opposed to dynamic changeability, manifested by alterations occurring in the course of time“ (in Vachek 1964, 1 = 1983, 3) (auf Mathesius' Begriff der Potentialität hat sich bekanntlich auch Skalička am Anfang seines typologischen Programms berufen; vgl. Skalička 1935, 7). Diese Potentialität hat er sowohl beim Bilden von Wörtern als auch in der Aussprache beobachtet. Man findet sie also im Zeichen- sowie im Substanzaspekt des Sprachgebrauchs.

Zwei Fragen, die allerdings bleiben, sind diejenigen danach, *wann* und *warum* sich der Sprachbau verändert. So hat übrigens auch Mathesius (bereits 1911) im Zusammenhang mit seinem gerade erwähnten Begriff der Potentialität die Frage gestellt: „how long a potential phenomenon α can still have been regarded as basically the same phenomenon, only slightly affected by a shift of its potentiality, and when one must have already admitted the existence of a new phenomenon β , replacing α “ (in Vachek 1964, 31 = 1983, 42). Hjelmslev spricht allerdings davon, dass ein Sprachbau durch einen anderen *ersetzt* wird: Da der Sprachbau eine Struktur ist, ändert er sich *per definitionem* nicht; er ist immer in der typologischen Hierarchie anwesend und wird *aktuell* (realisiert), wenn ihm ein Sprachgebrauch zugeordnet wird, oder *latent* (virtuell), wenn dies nicht der Fall ist (vgl. Hjelmslev 1959, 24f., 136, 162f.; 1973, 13, 115f.; Vykypěl 2002a, 23–25; zur Definition von ‚realisiert‘ und ‚virtuell‘ vgl. Hjelmslev 1943, 36f.).

Die erste Frage wird eigentlich nur einmal von Hjelmslev explizit beantwortet:

„We can distinguish between changes affecting the system, e.g. changes resulting in an increase or a reduction of the number of commutables (as, e. g., the consonant

shift in Germanic) and changes which do not affect the system, but only its manifestation (as, e. g., the change from [u] to [y] in French and in Ancient Greek).“ (Hjelmslev 1973, 147)

Wenn wir uns auf den Ausdrucksplan beschränken (allerdings auf einen phonisch manifestierten), könnte man den ersten Fall etwa mit Jakobsons (1975) *Entphonologisierung* und *Phonologisierung* korrelieren, während der zweite der *Umphonologisierung* entsprechen würde. Man muss aber bemerken, dass auch eine Umphonologisierung eine Veränderung von Beziehungen mit sich bringen kann (vgl. z.B. die altschechische Veränderung $g > \gamma$; hier werden die durch Neutralisation gegebenen paradigmatischen Beziehungen geändert, indem γ in paradigmatischer Beziehung zu x steht, während g in paradigmatischer Beziehung zu k stand). Eine Veränderung des Sprachbaus sollte also jede Veränderung von Beziehungen der Elemente darstellen, was allerdings auch verhältnismäßig häufig vorkommt, ein Umstand, welcher die Stabilität des Sprachbaus vielleicht vermindert.

In diesem Zusammenhang erscheint es als besonders schwerwiegend, dass die zweite Frage, d.h. warum ein Sprachbau durch einen anderen ersetzt wird, von Hjelmslev nicht befriedigend beantwortet wird. Hjelmslev führt den Begriff *Disposition* ein, welcher sowohl die Ersetzung (Veränderung) als auch die Aktualisierung (Realisierung) eines in der typologischen Hierarchie beruhenden Sprachbaus betrifft: Eine Disposition wirkt dann, wenn ein Sprachbau seinem *Optimum* entfernt und daher ungewöhnlich („insolite“) ist (vgl. Hjelmslev 1973, 211f.). Dieses Optimum wird aber nicht näher definiert.

Offensichtlich würden diese Probleme einer längeren Diskussion bedürfen. Klar ist vielleicht, dass die angedeuteten Schwierigkeiten mit dem Bestreben zusammenhängen, eine weitere Saussuresche Dichotomie zu assimilieren, und zwar diejenige zwischen *Synchronie* und *Diachronie*. Wie bekannt haben sowohl die Prager als auch Hjelmslev beide Sichtweisen in ihre Betrachtung einzubeziehen versucht. In Prag geschah dies bekanntlich derart, dass die Diachronie durch den Begriff des *synchronischen Dynamismus* in die Synchronie einbezogen wurde (vgl. Vachek 1983, 241–254). Dagegen hat Hjelmslev den Gegensatz einfach aufgehoben (vgl. dazu auch Greimas 1966, 16), indem er den Begriff der *Metachronie* einführte (vgl. Hjelmslev 1959, 136f.; 1973, 211f.). Die Metachronie soll die Ersetzungen der Sprachbauten untersuchen. Diese Ersetzungen beruhen auf den (erwähnten) *Dispositionen*, welche durch die Struktur des Sprachbaus bestimmt sind: Man sucht also die Beziehungen der einzelnen Sprachbauten untereinander, und es gibt somit keinen Unterscheid zwischen dem „synchronischen“ und der „diachronischen“ Vergleich der Sprachbauten. Die Untersuchung von zeitlichen Manifestationen solcher Beziehungen, d.h. in diesem Falle der zeitlichen Reihenfolge der Sprachbauten, sowie die Untersuchung von Veränderungen des Sprachgebrauchs obliegt dagegen der *Diachronie*. Man kann vermuten, dass darüber, ob die jeweilige Disposition realisiert wird oder nicht, der Sprachgebrauch entscheidet. Wir hätten hier also einen weiteren Aspekt der Arbitrarität vor uns. Und ebenso wie die Arbitrarität der Manifestati-

on eines einzelnen Sprachbaus wird auch diese Arbitrarität durch die Affinität einiger Sprachbauten zueinander eingeschränkt. In dieser Perspektive ist es verständlich, dass keine ausführlicheren Prinzipien der Metachronie ausgearbeitet worden sind, wie Hjelmslev selbst zugegeben hat (vgl. Hjelmslev 1985, 202f.), denn dies gleicht ja der Beschreibung der Prinzipien des Sprachbaus überhaupt oder der *Typologie*, wie sie Hjelmslev auffasst (vgl. Hjelmslev 1943, 94; 1959, 24f., 136f., 162f.; 1963, 93, 104, 127 = 1968, 113f., 128, 158). (Mehr zu dieser Problematik vgl. Vykypěl 2002a, 13f., 23–25)

Die Arbeitsdeduktion ist jedenfalls klar: Am Sprachgebrauch – sowohl in seinem Zeichen- als auch seinem Substanzaspekt – sieht man, dass die Sprachwissenschaft das Feste, Konstante und Beschränkte hinter dem Unfesten, Variablen und Unbeschränkten suchen soll (vgl. auch Hjelmslev 1973, 52), denn der Sprachgebrauch wird in seinem Aufbau sowie in seiner Veränderung durch den Sprachbau determiniert und auf diese Weise in seiner Variierung beschränkt. Der unfeste Charakter des Sprachgebrauchs (als eines Prozesses) hinsichtlich des Sprachbaus (als eines Systems) kommt dabei auf zweifache Weise zum Vorschein:

Einerseits variieren die Elemente. Die Beziehung dieser Varianten zu den Invarianten stellt diejenige der Exemplare zu den Begriffen dar, und wie Benveniste (1966, 25–31) gezeigt hat, besteht das Wesen des menschlichen Denkens, welches durch die Sprache determiniert ist, in der Fähigkeit zu symbolisieren, d.h. Begriffe zu bilden, die etwas anderes sind als die Sachen, auf die sie sich beziehen. Es ist dagegen vom Gesichtspunkt der Sprache aus nicht von entscheidender Bedeutung, ob dieses Variieren sozial oder individuell bedingt ist (vgl. Hjelmslev 1959, 80) oder ob es durch eine einzelne „Exekution“ der Sprachinstitution *hic et nunc* bestimmt wird.

Andererseits werden aus den Elementen breitere Elemente, Zeichen, gebildet, deren Umfang, Anzahl und Änderung vom Gesichtspunkt des Sprachbaus aus nicht beschränkt werden. Der unfeste Charakter des Sprachgebrauchs hat also zwei Formen: sein *Variieren* und seine *Unbeschränktheit*.

II. Die Aufgabe der Sprachwissenschaft ist es also, den Sprachbau hinter dem Sprachgebrauch zu finden oder wenigstens zu suchen. Es wurde gesagt, dass der Sprachgebrauch eine Ausnützung der Möglichkeiten des Sprachbaus darstellt (das bedeutet indessen auch, dass nicht alle Möglichkeiten des Sprachbaus ausgenutzt zu werden brauchen, ein Umstand, der – wie wir noch sehen werden – die Arbeit grundsätzlich beeinflusst.). Was den Zeichenaspekt des Sprachgebrauchs angeht, bestehen die Möglichkeiten im Angebot einer bestimmten Menge von Elementen und der zulässigen Kombinationen dieser Elemente. Die Kombinationsmöglichkeiten beruhen – wie gesagt – auf den Beziehungen, die zwischen den Elementen bestehen: Aufgrund der syntagmatischen Beziehungen zwischen Elementen werden die beiden Seiten von Zeichen der gegebenen Sprache gebildet (die Verbindung dieser Seiten ist arbiträr). Die Elemente werden in *Kategorien* gruppiert: Die Kategorie ist eine Gesamtheit von in paradigmatischer Beziehung stehenden Elementen, welche eine und dieselbe syntagmatische Be-

ziehung zu einer anderen solchen Gesamtheit haben (vgl. Hjelmslev 1943, 76f.; 1959, 149, 153; 1963, 36f., 129 = 1968, 143, 161). Wichtig ist es indessen, dass diese Beziehung zwischen den Gesamtheiten (Kategorien) resp. zwischen den Elementen als Teilen der Kategorie besteht, nicht aber unbedingt zwischen den Elementen an sich (vgl. Hjelmslev 1943, 26, 78, 85). Die Zugehörigkeit eines Elements zu einer Kategorie impliziert also seine syntagmatischen Beziehungen, auf denen dann seine Kombinationsmöglichkeiten beim Konstruieren von Zeichen im Sprachgebrauch beruhen (vgl. dazu auch Hjelmslev 1973, 113).

Wenn es gilt, dass das Einzige, was der Sprachwissenschaftler am Anfang seiner Analyse vor sich hat, der Sprachgebrauch als Gesamtheit von Zeichen ist, d.h. der *Text* (vgl. Hjelmslev 1943, §4; in Lejeune 1949, 476), so ist es klar, dass, um die Kategorien des Sprachbaus festzustellen, es nicht reicht, die Beziehungen im Sprachgebrauch zu registrieren, denn diese brauchen nicht die Ausnützung aller vom Sprachbau angebotenen Möglichkeiten darzustellen. Und gerade und vor allem hier kommt das zweifache Attribut der Sprachtheorie Hjelmslevs zur Geltung, gemäß welchem die Sprachtheorie *angemessen* oder *realistisch* und *willkürlich* oder *arealistisch* sei (Hjelmslev 1943, §§ 5, 6): Sie arbeitet mit gewissen Voraussetzungen, welche mit den Erfahrungsdaten konvenieren (diese werden vom Sprachgebrauch geliefert); gleichzeitig macht sie sich von diesen Daten unabhängig, um die Möglichkeiten zu kalkulieren, welche in den Erfahrungsdaten nicht einbezogen, nichtsdestoweniger durch die allgemeinen Voraussetzungen impliziert sind. Die Sprachwissenschaft gehört also unter die Wissenschaften, die vom Existierenden auf das Mögliche zu schließen gezwungen werden (Hjelmslev 1959, 131; 1963, 102 = 1968, 126f.; 1973, 138). Das Kriterium für die Beurteilung der Theorie stellt das *Empirieprinzip* dar: Die Beschreibung soll konsistent, exhaustiv und einfach sein (vgl. Hjelmslev 1943, §3; 1973, 103–106; Schultink 1971).

Aus dieser Perspektive ergeben sich klar folgende zwei Feststellungen:

1° Das angemessene Verfahren der Analyse kann nur die *Deduktion* sein, d.h. man muss vom Allgemeinen zum Speziellen, vom Abstrakten zum Konkreten, vom Einfachen zum Komplexen, von Klassen zu Komponenten etc. zielen (vgl. Hjelmslev 1943, §4; 1959, 128–130; in Lejeune 1949, 476f.); anders formuliert, es ist angemessen, von gewissen expliziten Voraussetzungen (Axiomen) auszugehen. Das entspricht auch der oben erwähnten Überzeugung, dass es unmöglich ist, ein Objekt ohne Methode (Weg zu ihm) zu untersuchen.

2° Die Definitionen, welche während der Analyse eingeführt werden, sollen *formal* bzw. *operativ* sein. Eine formale Definition bildet einen Teil einer Kette, welche mit möglichst primitiven und allgemeinen Begriffen beginnt. Eine operative Definition ist vorläufig und dient als Unterscheidungskriterium, mit dem man sich in den Erfahrungsdaten orientiert. Die Definitionen sollen aber nicht *real* sein, d.h. die Intension und die Extension der Objekte beschreibend. (Vgl. Hjelmslev 1943, §8.)

Nun versuchen wir, das Gesagte zu exemplifizieren. Wir beschränken uns auf den Ausdrucksplan, wo die Argumentation vielleicht einigermaßen besser nach-

vollziehbar ist als im Inhaltsplan, und hier auf eine der allgemeinsten und von Hjelmslev am breitesten behandelten Kategorien, und zwar die der *Vokale* und der *Konsonanten*. Zuerst versuchen wir, die allgemeine Definition zu untersuchen und ihre Gültigkeit hinsichtlich des Empirieprinzips festzustellen. Dann werden wir die Verwendbarkeit der Theorie für gewisse Erfahrungsdaten untersuchen, und zwar für das Obersorbische.

Eine Gruppe von Elementen, welche in der Beziehung der syntagmatischen Konstellation stehen (also kombinierbar sind), die eine bestimmte syntagmatische Beziehung zu einer anderen solchen Gruppe hat, heißt *Einheit*. Eine Einheit kann eine Verbindung von zwei Arten von Elementen darstellen, und zwar von *Konstituenten* und *Exponenten*. Formal definiert können die Exponenten in die Dependenz eintreten, welche die betreffende Einheit übergreift, während dies bei den Konstituenten nicht der Fall ist. Real definiert bilden die Konstituenten die Einheit, während die Exponenten sie charakterisieren. Die Einheit, welche die Verbindung von Konstituenten und Exponenten darstellt, heißt *Syntagma*. Die Exponenten sind zweierlei: die *extensen* Exponenten können einen Satz charakterisieren, sie können in eine Beziehung eintreten, welche einen Satz bildet; die *intensen* Exponenten können dies nicht. Ein Syntagma mit der minimalen Zahl von intensen Exponenten des Ausdrucksplans heißt *Silbe*. Auch die Konstituenten sind zweierlei: die *marginalen* und die *zentralen*; die ersteren sind von den letzteren syntagmatisch dependent. Die marginalen Konstituenten des Ausdrucksplans heißen *Konsonanten*, die zentralen heißen *Vokale*. (Vgl. Hjelmslev 1959, 149–151, 154f., 186–191; 1963, 38, 104–108 = 1968, 45, 128–134)

Aus der Tatsache, dass die Konsonanten von den Vokalen syntagmatisch dependent sind, d.h. dass ein Vokal in einem Ganzen (einer Kette) ohne Konsonanten existieren kann, aber nicht umgekehrt, ergibt sich die (operative) Definition des Vokals: Der Vokal ist ein solches Ausdruckselement, welches allein eine Silbe bilden kann. Wenn es jedoch im Sprachbau keine intensen Exponenten gibt, und folglich auch keine Silben, so kann der Vokal als dasjenige Ausdruckselement definiert werden, welches alleine ein Wort (oder genauer: das Bezeichnende des Zeichens Wort) bilden kann; die Einheit, welche ein auf diese Weise definiertes Element enthält, kann *Pseudosilbe* genannt werden. Schließlich, so Hjelmslev, kann man im Sprachbau ohne Silben sowie Pseudosilben manchmal zwei Typen von Konstituenten aufgrund deren wechselseitiger Beziehungen aufstellen, ohne allerdings sagen zu können, welches die Vokale und welches die Konsonanten sind; der Charakter dieser Beziehungen wird aber leider nicht näher präzisiert. (Vgl. Hjelmslev 1973, 160f., 176, 194, 214, Anm. 1, 243).

Offensichtlich stellen sich hier mehrere Fragen. Zuerst scheint ein *circulus vitiosus* in der Definition des Syntagmas vorzukommen. Syntagma sei eine Einheit, die durch die Verbindung von Konstituenten und Exponenten entsteht. Die Definition der Exponenten, die der Definition des Syntagmas vorangehen muss, enthält jedoch bereits den Begriff des Syntagmas: Der Exponent ist ein Element, das in der heterosyntagmatischen Dependenz steht. Es bleibt dann nur die reale Definition, die mit einer räumlichen (linearen) Manifestation von Exponenten arbeitet: Der Exponent ist ein solches Element, das eine Einheit charakterisiert,

aber nicht bildet (vgl. Hjelmslev 1973, 175, 241; dies ist übrigens die gewöhnliche Definition von Prosodem). Von dieser realen Definition wäre dann die formale, auf Beziehungen bauende Definition abgeleitet: Der Exponent tritt in Beziehungen ein, die das Syntagma übergreifen. Hjelmslev scheint hier von der gewöhnlichen Manifestation der Elemente ihre formale Definition abgeleitet zu haben.

Wie die formale Definition ist auch die operative Prozedur, das Verfahren beim Kommutationstest, im Falle der intensen Exponenten nicht völlig klar. Ob der betreffende Sprachbau intense Exponenten hat, stellt man durch den Kommutationstest fest, d.h. durch den Test, ob ein Element in die Kommutationsbeziehung eintritt. Aber bevor man dies durchführt, muss bestimmt sein, in welcher syntagmatischen Position der Test geschehen soll, d.h. in welche gemeinsame syntagmatische Beziehung die durch eine paradigmatische Beziehung verbundenen Elemente eintreten, welche hinsichtlich ihrer eventuellen Kommutationsbeziehung geprüft werden sollen. Was die intensen Ausdruckselemente betrifft, ist diese Position die Silbe: Der intense Exponent kommt ja innerhalb der Silbe vor, nicht silbenübergreifend. Hier sehen wir wieder eine zirkuläre Definition: Um festzustellen, ob es ein Element gibt – was durch den Kommutationstest geschieht – braucht man eine Einheit, in deren Definition dieses Element bereits enthalten ist und die folglich die Existenz des Elements voraussetzt.

Auch wenn wir davon absehen, dass die intensen Exponenten und die Silbe nicht konsistent definiert sind – und für die zweite vorgeschlagene Definition von Vokal benötigt man diese Begriffe eigentlich nicht (abgesehen davon, dass Hjelmslev später die Definition der Silbe ohne den Begriff des Exponenten formuliert hat; vgl. Hjelmslev 1973, 252; 1975, 115, 207), bleiben doch Fragen auch bei der Unterscheidung von Vokalen und Konsonanten. Die dritte Definition kann vielleicht beiseite gelassen werden, weil sie keine operative Definition anbietet und außerdem die Frage nicht löst, welche von den zwei Konstituentengruppen die Vokale und welche die Konsonanten sind. Was die erste und die zweite Definition angeht, so fallen diese eigentlich zusammen: Wenn es im Sprachbau Silben gibt, sind die Vokale diejenigen Konstituenten, welche die Silbe alleine bilden können, während die Konsonanten dies nur in Verbindung mit Vokalen können ($V \leftarrow K$); da aber keine operative Definition der Silbengrenze eingeführt wird, müssen diejenigen Konstituenten für am Silbenanfang resp. -ende stehende (oder zu stehen fähige) gehalten werden, die im Sprachgebrauch am *Wortanfang* resp. -ende stehen. Anders gesagt, man kann nur dann sicher sein, dass ein Ausdruckselement eine Silbe alleine bildet, wenn das betreffende Element alleine ein Wort bildet. Wir sehen also, dass der operative Aspekt der ersten Definition (der Vokal kann die Silbe alleine bilden) der zweiten Definition gleicht. Weiter sehen wir, dass man hier gezwungen ist, ein aus dem Zeichenaspekt des Sprachgebrauchs stammendes Kriterium zu benutzen, und dass man zuerst den Begriff des Wortes definieren muss.

Die entscheidende Einheit (eine Zeicheneinheit!), die wir *Wort* genannt haben, nennt Hjelmslev verschieden: „a notional unit“ (Hjelmslev 1973, 160),

„word“ (ib., 243), „un énoncé“ (ib., 176, 200). Wir sehen, dass das Zeichen, um das es geht, nicht unbedingt ein Minimalzeichen ist und irgendwie „selbstständig“ sein sollte, was durch den klassischen vagen Termin Wort suggeriert wird. (Die Vorstellung von Unabhängigkeit (Selbstständigkeit) wird auch durch Hjelmslevs Attribut „notional“ (unit) resp. durch das französische Wort *énoncé* suggeriert: etwas, was auch konzeptuell selbstständig, unabhängig ist.)

Bevor wir näher auf die Fragen eingehen, die mit dieser Definition von Vokal verbunden sind, erinnern wir daran, dass Hjelmslev mit dieser Auffassung nicht allein steht. Bohumil Trnka (1982, 117, 128–131) betrachtet die Fähigkeit, unabhängige (selbstständige) Wörter alleine zu bilden, als für die Vokale charakteristisch, während es für die Konsonanten charakteristisch sei, dass sie höchstens abhängige (unselbstständige) Wörter alleine bilden können. Die unabhängigen Wörter im Unterschied zu den abhängigen definiert Trnka jedoch nur vage:

“Under the label ‘independent words’ I include words which have their own lexical meanings and are the opposite of what Chinese grammar calls ‘empty word’.” (Trnka 1982, 130, Anm. 6)

Als Beispiele führt Trnka die tschechischen Präpositionen *s* ‚mit‘, *z* ‚aus, von‘, *k* ‚zu‘ und *v* ‚in‘ an. An einer anderen Stelle unterscheidet Trnka (1982, 317–319) zwei Grundklassen der Wörter: „autonomous“ und „syntagmatic“; die ersteren sind „capable of implementing sentences by themselves“, während die letzteren nur in Kombination mit anderen Wörtern dazu fähig sind (und diese Kategorien werden auch mit den chinesischen vollen und leeren Wörtern korreliert und es wird konstatiert, dass „syntagmatische“ Wörter durch einen einzigen Konsonanten gebildet werden können).

Es ist allerdings hinzuzufügen, dass Trnka bemerkt, dies sei nur ein charakteristisches Merkmal der Vokale resp. der Konsonanten, nicht ihr wesentliches Merkmal, und es sei notwendig, die beiden Kategorien durch ihre phonologisch relevanten Eigenschaften zu definieren. Damit unterscheidet sich Trnka von Hjelmslev grundsätzlich, wie er übrigens selber bemerkt (o.c., 131, Anm. 7).

Jedenfalls kommt die Bestimmung der Vokalen durch ihre Fähigkeit, Wörter alleine zu bilden, bereits bei römischen Grammatikern vor (vgl. Horecký 1949, 17, 50), was Hjelmslev zu einer ironischen Bemerkung bewegt hat. Wenn er über die Dependenz des marginalen Teils der Silbe von ihrem zentralen Teil spricht, sagt er:

„Dette princip ligger i virkeligheden bag ved en af den høje videnskab efterhaanden forlængst forglemt, men vistnok i barneskolen bevar, og utvivlsomt fra oldtiden nedarvet definition af vokal og konsonant.“ (1943, 26) [„This principle is, indeed, the basis of a definition of vowel and consonant long forgotten by the pundits but still, I believe, maintained in elementary schools and undoubtedly inherited from antiquity.“ (Hjelmslev 1953, 17)]

Hjelmslevs Optimismus ist hier jedoch wahrscheinlich nicht so völlig am Platz.

Zuerst ist es die oben schon angesprochene Vagheit des Begriffs Wort (wir führen keine Literatur zur Definition des Wortes an, da sie unübersehbar ist; zum glossematischen Gesichtspunkt vgl. Togeby (1949), der auch die anderen Definitionstypen bespricht). Unter Wort wird vom sukzessiven syntagmatischen Gesichtspunkt aus gewöhnlich ein solches Zeichen verstanden, das abgetrennt und/oder im Rahmen des Satzes umgestellt werden darf, wobei dieses Zeichen nicht aus Zeichen mit denselben Eigenschaften zusammengesetzt ist. Trnka, für welchen das Wort bekanntlich einen wichtigen Begriff dargestellt hat, da es die Einheit einer seiner „Sprachebenen“ ist, und zwar der morphologischen, gibt mehrere Varianten der Definition von Wort an:

„the word is the smallest semantic unit realised by phonemes, capable of displaceability in the sentence context“ (Trnka 1982, 304);

„a minimal meaningful unit implemented by phonemes and capable of transposition in sentences“ (ib., 317);

„The word is the smallest meaningful unit of language capable, in a sentence, of replacement, transposition, or separation by other meaningful replaceable and transposable unit.“ (ib., 320);

„minimal permutable, movable or separable signs“ (ib., 340);

„Words are phonemic formations, the segments of which combine for common functions, and which can be transposed or separated from each other in sentences without losing their identity.“ (ib., 97f.).

Man sieht hier also einige wichtige gemeinsame Züge: Das Wort wird als *Zeichen* betrachtet, und zwar ein *Minimalzeichen*, aber ein solches, das *umgestellt* und *abgetrennt* werden darf (im Unterscheid zum Morphem, das „not displaceable“ ist; ib., 305). Was aber unter „replacement“, „transposition“, „displaceability“, „separation“ *genau* verstanden werden soll, bleibt ungeklärt. Im Gegenteil scheint hier ein *circulus vitiosus* zu drohen, indem über „replacement, transposition, or separation by other meaningful replaceable and transposable unit“ gesprochen wird.

Mit der Eigenschaft der Umstellbarkeit rechnet auch Hjelmslev (1943, 66): Er definiert Wörter als Minimalzeichen, deren Bezeichnende sowie Bezeichnete in einer wechselseitigen Beziehung stehen, welche er *Permutation* nennt; die Permutation besteht zwischen Einheiten des einen Plans, wenn durch einen Wechsel ihrer syntagmatischen Beziehung auch eine Wechsel im anderen Plan hervorgerufen werden kann. (Vgl. auch Togeby 1949, 106f. und Siertsema 1965, 174f.; es ist klar, dass die Permutation in diesem Falle nicht die reinen syntagmatischen Beziehungen betrifft, sondern die sukzessiv syntagmatischen Beziehungen, die Reihenfolge der Elementen.) Ein ähnliches Kriterium benutzt auch Skalička (unter Berufung auf Mathesius), um Wort und Morphem als Teil des Wortes auseinanderzuhalten (vgl. Skalička 1935, 30f.), und die distinktive Fähigkeit wird auch von Trnka berücksichtigt: „le mot est le plus petit signe interchangeable

apte à différencier les phrases“ (vgl. in Lejeune 1949, 28; siehe dazu auch Vachek in Lejeune 1949, 495f.).

Wenn wir bei den zwei (sukzessiv syntagmatischen) Kriterien, der Abtrennbarkeit und der Umstellbarkeit, vorläufig bleiben, so stellt sich – wie bekannt – die Frage, wie die verschiedenen Übergangsfälle zu beurteilen sind wie z.B. das portugiesische Beispiel von Togeby (1949, 106: *far-lo-ei* ‚je le ferai‘), die türkischen und ungarischen Beispiele von Skalička (l.c.: türk. *benimkinde* ‚in meinem‘ vs. *bendekinin* ‚des, was in mir ist‘, ung. *királyaitoké* ‚der eueren Königen gehörige‘ vs. *királyotokéi* ‚die eueren Königen gehörigen‘), die deutschen sog. abtrennbaren Präfixe oder das litauische reflexive Verbalmorphem, das bei den unpräfigierten Verben am Ende steht, während er sich bei den präfigierten zwischen Präfix und Stamm befindet (vgl. *maudytis* – *pasimaudyti* ‚sich waschen‘). Das Wort wäre also als eine potentielle Erscheinung im Sinne von Mathesius aufzufassen, welche mehr oder weniger ausgeprägt sein kann (vgl. in Vachek 1964, 9–16 = 1983, 13–23; 1983, 132), wie das auch Trnka formuliert hat: „Les limites entre le mot et la phrase varient dans les différentes langues du monde, mais dans aucune de ces langues elles ne sont entièrement effacées“ (in Lejeune 1949, 27 und auch 496). Man müsste hier nur mit einer *Tendenz* des Sprachgebrauchs sich zufriedengeben (im obigen Sinne) und nur die *Kernfälle* für unsere Frage berücksichtigen.

Weiter stellt sich die Frage, wie man z.B. die durch ein einziges Element gebildeten (monophonematischen) Präpositionen beurteilen soll, wie die von Trnka angeführten tschechischen Präpositionen *s*, *z*, *k* und *v*. Trnka reiht sie zu den „abhängigen“ Wörtern, wobei seine Kriterien eher von semantischem Charakter und graduell, und daher nicht scharf abgrenzend sind („eigene lexikalische Bedeutung“), oder aber an den Begriff des Satzes gebunden sind, der nicht definiert wird (wann bildet ein autonomes Wort einen Satz?). Es bietet sich hier vielleicht ein von Hjelmslevs Theorie abgeleitetes Kriterium der „Abhängigkeit“ an: Die Präpositionen als Inhaltselemente gehören zu den *konvertierten Morphemen* (*morphèmes convertis*), welche Inhaltselemente (Inhaltsexponenten) sind, die in die Beziehung der Direktion, d.h. der heterosyntagmatischen (Inter)dependenz, nur als dependente Elemente eintreten können, womit sie sich von den *fundamentalen Morphemen* (*morphèmes fondamentaux*) unterscheiden, welche in der Direktion sowohl dependente als auch independente Elemente sein können (vgl. Hjelmslev 1959, 134). Daraus folgt es, dass ein Zeichen wie das tschechische *k* ‚zu‘, welches das Inhaltselement ‚Präposition‘ enthält, nicht als unabhängig zu betrachten ist, weil das betreffende Inhaltselement von einem Kasus (als fundamentalem Morphem) syntagmatisch dependent ist. In einem aktuellen Text (d.h. im Sprachgebrauch) kann zwar ein solches Zeichen alleine vorkommen, vom Gesichtspunkt des Sprachbaus aus muss der betreffende Kasus jedoch beigefügt, *inkatalysiert* werden (zum Begriff der *Katalyse* vgl. Hjelmslev 1943, §19; 1959, 153f.; 1973, 187 und Siertsema 1965, 190–199 mit Literatur). Dies würde allerdings auch bedeuten, dass z.B. die tschechischen Präpositionen *o* ‚über, von‘ und *u* ‚bei, an‘, die von einem phonologischen Vokal gebildet werden, nicht unabhängig (selbstständig) sind.

Auch wenn wir vorgeben, eine sichere Definition von Wort zu haben, gibt es noch weitere Probleme mit der Definition von Vokal. Hierher gehört die bekannte Polemik von Trubetzkoy (1939, 83) mit Hjelmslev. Einerseits wirft Trubetzkoy Hjelmslev vor, seine Definition schränke „den Bereich des Vokalbegriffs offenbar zu sehr“ ein, und zwar sowohl in ihrer engeren (der Vokal ist dasjenige Ausdruckselement, das Wörter alleine bilden kann) als auch weiteren Fassung (die Vokale sind diejenigen Ausdruckselemente, die Wörter alleine bilden oder dieselben Kombinationen innerhalb der Silbe zulassen wie diejenigen, die Wörter alleine bilden). Andererseits sei Hjelmslevs Definition nach Trubetzkoy zu weit (auch einige traditionell für Konsonanten gehaltenen Phoneme z.B. im Deutschen oder im Russischen wären Vokale). Man muss indessen zweierlei dazu bemerken:

1° Es ist nicht klar (und Hjelmslev präzisiert das wirklich nicht), was unter „denselben Kombinationen“ verstanden werden soll: Die allein stehenden Elemente und diejenigen, die nicht allein stehen, treten schon *ipso facto* in unterschiedliche Beziehungen ein, da die ersteren von keinen Elementen syntagma-tisch dependent sind, während die letzteren in der Dependenz von einigen anderen Elementen stehen. Man muss daher die für diese Frage *relevanten Beziehungen* suchen, und bevor diese nicht klar sind, ist es auch nicht klar, ob Trubetzkoy's Argumentation a.a.O. bezüglich der möglichen Kombinationen der betreffenden deutschen Phoneme zutrifft resp. relevant ist. (Dazu vgl. näher noch unten.)

2° Allgemeiner ist es klar, dass Trubetzkoy's Argumentation hinsichtlich der zu engen oder weiten Definition von Vokal als aprioristisch oder metaphysisch bezeichnet werden darf, denn Trubetzkoy ergreift das Objekt direkt: Er geht von einer vorgefassten Vorstellung aus, was ein Vokal ist, die klar ist (das Objekt existiert an sich), und sucht eine Definition, die das Objekt erfassen würde (und real ist, indem sie die Intension und die Extension des Objekts beschreibt).

In dieser Perspektive ist dann der Versuch von Horecký (1949, 17), Hjelmslev gegen Trubetzkoy zu verteidigen, nicht relevant: Horecký sagt, Trubetzkoy habe nicht recht, wenn er Hjelmslev vorwirft, dass nach seiner Definition auch z.B. eine Interjektion *s!* ein Vokal wäre, weil Hjelmslevs Definition nur für den Notionalbereich, für die Darstellungsfunktion der Sprache, nicht für den Bereich der Interjektionen gelte. Dies stimmt übrigens auch sachlich nicht, weil Hjelmslev (1973, 200) ja gerade auch die litauischen Interjektionen *a* und *e* als Beispiele für Wörter anführt, in denen die Fähigkeit der Vokale, Wörter alleine zu bilden, zur Geltung kommt (abgesehen von den Problemen, die mit einer Definition von Interjektion verbunden wären).

Die aufgeworfene Frage, welche Beziehungen für „denselben“ gehalten werden sollen, hängt mit der allgemeineren Frage, wie das zufällige Fehlen einer Kombination im Sprachgebrauch vom strukturell, durch den Sprachbau bedingten Fehlen zu unterscheiden ist (zu diesem Problem vgl. Fischer-Jørgensen 1979, 114–121 und Spang-Hanssen 1959).

Hjelmslev (1973, 176) schreibt, unter Vokalen sollten folgende Konstituenten verstanden werden:

„1° les constituants susceptibles de constituer à eux seuls un énoncé, et 2° les constituants qui, sans réaliser cette possibilité, se comportant du point de vue fonctionnel comme ceux qui la réalisent (...)“

Das ist also derart auszulegen, dass die zweiten Konstituenten zwar die Fähigkeit haben, Wörter alleine zu bilden, welche auf ihren Beziehungen im Sprachbau beruht, diese ihre Fähigkeit jedoch im Sprachgebrauch nicht ausgenutzt wird, was als Willkür des Sprachgebrauchs und daher als zufällig zu bewerten ist. Wie lässt sich aber gerade diese „Willkür“ von den Grenzen zu unterscheiden, die der Sprachbau dem Sprachgebrauch vorschreibt?

In diesem Zusammenhang sollte vor allem die oben schon angesprochene Feststellung Hjelmslevs erwähnt werden (obwohl man nicht sicher ist, ob das nur eine Beobachtung einer häufigen Erscheinung oder eine Regel ist): Zwischen Kategorien bestehen andere Beziehungen als zwischen den Elementen dieser Kategorien; so z.B. zwischen den Kategorien des Kasus und des Numerus im Lateinischen besteht die syntagmatische Interdependenz, aber zwischen einem einzelnen Kasus und einem einzelnen Numerus besteht die syntagmatische Konstellation (vgl. Hjelmslev 1943, 26, 78, 85). Ähnlich könnte man sagen, dass zwischen den Kategorien der Konsonanten und der Vokale die syntagmatische Dependenz besteht ($K \rightarrow V$), aber zwischen einem einzelnen Konsonant und einem einzelnen Vokal die syntagmatische Konstellation existiert, und ein einzelner Konsonant und ein einzelner Vokal daher frei miteinander kombiniert werden können. Da wir jedoch – wie oben gesagt wurde – bei der Analyse mit dem Text zu tun haben, d.h. dem Sprachgebrauch in seinem sukzessiv syntagmatischen Aspekt, in dem es sich also um Kombinationen zwischen einzelnen Elementen, nicht zwischen Kategorien handelt, ist es nötig – wenn der hinter dem Sprachgebrauch liegende Sprachbau festgestellt werden soll – *axiomatisch* die syntagmatischen Positionen zu konstituieren, die für die Feststellung von Kategorien relevant sind (hier kommt also der „realistische“ Aspekt der Sprachtheorie zum Ausdruck, der allerdings durch das Empirieprinzip kontrolliert werden soll, wie oben gesagt wurde). Dieser Konstituierung muss indessen eine *Hierarchisierung* der Positionen hinsichtlich ihrer Relevanz folgen.

Was die Hierarchisierung der Positionen hinsichtlich der Wahrscheinlichkeit, dass eine Beziehung (Kategorie) und die darauf beruhende Kombination im Sprachgebrauch nur zufällig fehlt, so hat Fischer-Jørgensen (1979, 115f.) die folgenden zwei Kriterien angeboten:

1° Je *höher* die Beziehung *in der Deduktion* steht, desto sicherer ist es, dass eine auf der betreffenden Beziehung beruhende Kombination im Sprachgebrauch nur zufällig fehlt. Daraus ergibt sich dann, dass z.B. je höher die Anzahl von Konsonanten in den Konsonantengruppen ist, desto wahrscheinlicher es ist, dass das Fehlen einer Kombination strukturell bedingt ist.

2° Weiter ist es die *Frequenz* der Elemente in den Zeichen: Je kleiner sie ist, desto wahrscheinlicher ist es, dass eine Kombination der betreffenden Elemente nur zufällig fehlt. Dies ist jedoch offenbar wenig bestimmt: Es ist nämlich nicht geklärt, was als kleine Frequenz zu betrachten ist, und auch nicht, ob die kleine

Frequenz vielleicht nicht zufällig ist. Ebenso vage scheint jedoch auch das erste Kriterium, da nicht bestimmt wird, was *genau* als höher (allgemeiner) betrachtet werden soll:

Die höchsten in der Deduktion in einem Plan sind die Kategorien der Exponenten und der Konstituenten. Nach dem Gesagten könnte es scheinen, dass wenn es keine Kombination im Sprachgebrauch gibt, die auf dieser Beziehung beruht (d.h. wenn es keinen Exponenten gibt), heißt das, dass das Fehlen dieser Kombination zufällig ist. Die Kategorien der Exponenten und der Konstituenten müssen jedoch in unserer Frage wahrscheinlich beiseite gelassen werden: Eine Exponentenkategorie scheint wenigstens zwei Elemente aufweisen zu müssen, um als solche in einem Sprachbau anerkannt zu werden (vgl. Hjelmslev 1959, 163), während das bei den Konstituenten nicht der Fall ist, denn es wird auch mit Konstituentenkategorien gerechnet, die ein einziges Element enthalten (vgl. z.B. Hjelmslev 1973, 218).

Die Frage nach der Unterscheidung zwischen den Kombinationen, welche zufällig fehlen, und denjenigen deren Absenz strukturell bedingt ist, betrifft allem Anschein nach also die Konstituenten, was übrigens verständlich ist, da die Konstituenten *real* (z.B. im Sprachgebrauch) als diejenigen Elemente definiert sind, die das Syntagma *bilden* (jetzt einmal von den Definitionsschwierigkeiten abgesehen, welche mit dem Begriff des Syntagmas verbunden sind).

Man muss indessen hinzufügen, dass es sich um Kombinationen innerhalb bestimmter Einheiten handelt. Vom Gesichtspunkt des Sprachbaus aus stellt diese Einheit die Silbe dar: An Silbengrenzen innerhalb breiterer (Zeichen)einheiten sind nur solche Kombinationen zulässig, welche sich in Konstituentenkombinationen zerlegen lassen, die am absoluten Anfang oder Ende vorkommen (vgl. Hjelmslev 1973, 160f.; Siertsema 1965, 103). Eine Ausnahme von dieser Regel stellen allerdings anscheinend die Sprachen dar, in denen es sog. konvertierte Prosodeme (Ausdrucksexponenten) gibt (zum Begriff *konvertiert* vgl. oben), wie z.B. die Sprachen mit der sog. Vokalharmonie (vgl. Hjelmslev 1963, 107 = 1968, 132f.): Hier gibt es auch derart nichtzerlegbare Kombinationen an Silbengrenzen innerhalb breiterer Einheiten. Das bedeutet, dass in solchen Sprachen mehrere Silben eine weitere (breitere) Einheit bilden, was bei der Kategorisierung der Ausdruckskonstituenten ebenso berücksichtigt werden muss. (Vgl. Fischer-Jørgensen 1979, 100; zur Vokalharmonie vgl. Novák 1936.)

Wenn wir uns wieder den Kombinationen innerhalb der Silbe zuwenden, erhebt sich zuerst die Frage nach den Kombinationen der Vokale und der Konsonanten als den höchsten Konstituentenkategorien. Nach der erwähnten Proportionalität sollte dann das Fehlen jeder Beziehung, in welcher die zur Verfügung stehenden Vokale und Konsonanten vorkommen könnten, als zufällig betrachtet werden, nicht durch die Beziehungen im Sprachgebrauch bedingt. Das würde indessen auch bedeuten, dass die oben breit beschriebene Nichtexistenz von Vokalen resp. die Unmöglichkeit ihrer leichten Identifizierung aufgrund des Umstands, dass ihre Fähigkeit, Wörter alleine zu bilden, nicht ausgenutzt wird, *immer zufällig* ist, nicht durch die Struktur des Sprachbaus bedingt; mit anderen

Worten: dass die Vokale in jedem Sprachbau vorhanden sind, wenn auch sie manchmal im betreffenden Sprachgebrauch nicht zutage treten. Und das wäre wahrscheinlich ein kaum akzeptabler Schluss, da er die Sprache (*langage*) zu betreffen scheint: Diese Kategorien (Vokale und Konsonanten) wären universal oder panchronisch (dazu vgl. Hjelmslev 1959, 162f.).

Man sollte sich also nur auf die Kombinationen *zwischen* Konsonanten und Vokalen beschränken. Eine fehlende Kombination von einem Vokal und einem Konsonanten würde dann für zufällig gehalten. Problematisch scheint es indessen, dass in diesem Falle Erscheinungen wie z.B. die sog. Neutralisation der Palatalitätskorrelation im Obersorbischen vor *ě* als nicht strukturell bedingt, sondern zufällig betrachtet werden müssen.

So könnte man die Beispiele fortsetzen (es könnte z.B. die Frage nach der (Un)möglichkeit einer Kombination C^xVC^y oder $C^xV^aC^y$ gestellt werden). Alles hängt von der Frage ab, wie die Relevanzhierarchie der Positionen bestimmt werden soll, welche unmöglich allgemein definierbar zu sein scheint.

Für unsere Frage, d.h. für die Entscheidung, was „dieselben“ Beziehungen in der Definition der Vokale sind, sollte man also eher von der Festsetzung der *Positionen* ausgehen, was auch die Festsetzung der syntagmatischen Beziehungen in sich einschließt, welche zwischen diesen Positionen bestehen. Die syntagmatischen Positionen können z.B. die folgenden sein:

1. die Vokale, von denen die Konsonanten dependent sind: $V \leftarrow K$;
2. die ante- und die postvokalischen Konsonanten: $K^a \mid K^p$;
3. a) die antevokalischen Konsonanten, welche unmittelbar bei Vokalen stehen, und die antevokalischen Konsonanten, welche in der zweiten Position vor Vokalen stehen: $K^a \leftarrow K^{all}$,
 b) die postvokalischen Konsonanten, welche unmittelbar bei Vokalen stehen, und die postvokalischen Konsonanten, welche in der zweiten Position nach Vokalen stehen: $K^p \leftarrow K^{pII}$;
4. a) die antevokalischen Konsonanten, die in der dritten Position vor Vokalen stehen: $K^a \leftarrow K^{all} \leftarrow K^{allI}$,
 b) die postvokalischen Konsonanten, die in der dritten Position nach Vokalen stehen: $K^p \leftarrow K^{pII} \leftarrow K^{pIII}$; etc. von III bis x.

Schematisch:

$$K^{ax} \dots \rightarrow K^{allI} \rightarrow K^{all} \rightarrow K^a \rightarrow V \leftarrow K^p \leftarrow K^{pII} \leftarrow K^{pIII} \dots \leftarrow K^{px}$$

Wenn für den betreffenden Sprachbau z.B. folgende Beziehungen im Rahmen der Silbe festgesetzt werden:

$$K^{allI} \rightarrow K^{all} \rightarrow K^a \rightarrow V \leftarrow K^p \leftarrow K^{pII} \leftarrow K^{pIII},$$

so heißt das, dass der Vokal ein solcher Konstituent ist, 1° der Wörter alleine bildet und 2° vor und/oder nach dem drei Konstituenten zugelassen werden, die nicht unter 1° einbezogen sind. Welche drei Konstituenten es sind, kann ebenfalls bestimmten strukturellen Regeln unterworfen sein, ist aber für die Definition des Vokals nicht relevant. So würde z.B. auch der Einwand Trubetzkoy's wegfallen, deutsch *o*, *au* und *ei* hätten nicht dieselben Beziehungen wie *i*, *u*, *ü*, *a* und *e*, da die ersteren im Auslaut, nicht aber vor *ŋ* stehen dürfen, während bei den letzteren das Umgekehrte der Fall ist.

Wir weichen zwar mit diesem Postulat dem Einwand Trubetzkoys vielleicht aus, aber es bleiben zwei weitere:

Man könnte einwenden, dass das Fehlen der Kombinationen eines Konstituenten mit drei Konstituenten davor und/oder danach zufällig ist. Hier kann zwar damit argumentiert werden, dass es sich um eine Kategorisierung handelt, welche genügend wenig allgemein ist, d.h. in der Deduktion einen genügend niedrigen Platz hat, jedenfalls kommt hier der arealistische Aspekt der Sprachtheorie zur Geltung.

Schwerwiegender ist es, dass nicht geklärt ist, wo man in den einzelnen Fällen die Positionen zu rechnen beginnen soll: Z.B. in einem Wort, das aus fünf Elementen besteht, kann das zweite ebenso wie das vierte Element ein Vokal sein.

Allem Anschein an bleibt nur die Fähigkeit, unabhängige Wörter alleine zu bilden, als eine relativ sichere Eigenschaft des Vokals. Das Kriterium „derselben“ Beziehungen lässt sich wahrscheinlich nur als eine Tendenz von gewissen Elementen auffassen, eine maximale Anzahl von Elementen vor und nach sich zuzulassen, wobei für Vokale diese Elemente axiomatisch erklärt werden müssen (dazu siehe noch unten).

Fügen wir noch hinzu, dass Hjelmlev aufgrund der Unmöglichkeit, das zufällige und das strukturelle Fehlen von Kombinationen auseinanderzuhalten, resp. aus dem Furcht vor einer Konfusion des Zufälligen und des Strukturellen, seine Beschreibung der dänischen Konstituenten bei der Unterscheidung von Vokalen und Konstituenten beendet und auf eine weitere Charakterisierung der einzelnen Vokale und der einzelnen Konsonanten durch ihre wechselseitigen syntagmatischen Beziehungen verzichtet (vgl. dazu Spang-Hanssen 1963, 155).

Nun führen wir einige obersorbische Beispiele für die besprochene Problematik an.

Im Obersorbischen gibt es folgende Wörter, die aus einem einzigen Ausdruckselement bestehen: *k* ‚zu‘, *w* ‚in‘, *z* ‚mit‘; aus ‚von‘, *a* ‚und‘; Buchstabe *a*‘, *i* ‚Buchstabe i‘, *o* ‚Buchstabe o‘, *u* ‚Buchstabe u‘, *y* ‚Buchstabe y‘. Die ersten drei Wörter enthalten das Ausdruckselement ‚Präposition‘, und daher sollen sie nach dem oben Gesagten für abhängig gehalten werden. Die Fähigkeit, unabhängige Wörter alleine zu bilden, haben nur die Elemente, welche die übrigen angeführten Wörter bilden: *a*, *i*, *o*, *u*, *y*.

Vom phonologischen Gesichtspunkt aus hält man im Obersorbischen für Vokale auch die Elemente *e*, *ě* und *ó*. Diese bilden jedoch Wörter nicht alleine (die Buchstaben *e*, *ě* und *ó* heißen *ej*, *ět* und *ót*). Gleich wie die Elemente der ersten Gruppe lassen sie allerdings drei Elemente vor oder nach sich zu, vgl.:

- a*: *strach* ‚Angst‘, *baršć* ‚Bärenklau‘;
- i*: *křěć* ‚taufen‘, *šmirgl* ‚Schmirgel‘;
- o*: *stroj* ‚Maschine‘, *porst* ‚Finger‘;
- u*: *šklu* ‚Schüssel (Akkusativ Sg.)‘, *kumšt* ‚Kunststück‘;
- y*: *schnyc* ‚trocknen‘, *chrymst* ‚Knorpel‘;
- e*: *schnje* ‚er wird trocken‘, *seršć* ‚Borste‘;
- ě*: *šmrěk* ‚Fichte‘, *běrtl* ‚Viertel‘, *rěblk* ‚Leiter‘;

ó: *štvórtk* ‚Donnerstag‘.

Hier sehen wir offensichtlich die Schwierigkeit, welche wir oben allgemein konstatiert haben, und zwar die Unsicherheit, wo man zu rechnen beginnen soll: Wenn man z.B. in der Kette von Ausdruckselementen *stwe* ‚Zimmer (Dativ Sg.)‘ vom Ende her rechnet, so kann auch *s* für einen Vokal gehalten werden. Ähnlich kann man z.B. in *lőže* ‚leichter‘ das *l* als Vokal betrachten, so dass auch eine Beschränkungsregel, nicht *a, i, o, u* und *y* zu rechnen, nicht hilft.

Um *e, ě* und *ó* als Vokale zu betrachten, muss man sie also axiomatisch zu Vokalen erklären. Dazu ist es indessen zweierlei zu bemerken:

1° Allgemein sollen ein *Axiom* und ein *Apriori* auseinandergehalten werden (Hjelmslev stellt sich ja vehement gegen jeden Apriorismus; vgl. z.B. Hjelmslev 1959, 113ff.): Ein Axiom ist deklariert und explizit, während ein Apriori nicht deklariert und implizit bleibt – es stellt ein selbstverständliches, *evidentes* Konzept dar, im Sinne von lateinisch *evidens* als etwas, was *aus (ex-)* etwas an sich her zu sehen (*-videns*) ist; was an sich sehbar ist.

2° Die axiomatische Erklärung darf *nicht ohne Gründe* sein. Den Grund stellt die Einfachheit der Beschreibung dar, d.h. eine Eigenschaft, die einen der drei Teile des Empirieprinzips bildet. Die Einfachheit besteht in diesem Falle darin, dass die formale Beschreibung (die Feststellung der Sprachbaukategorien) den Übergang zur Beschreibung der betreffenden Substanz nicht kompliziert, welche dem zu untersuchenden Sprachbau zugeordnet ist (zu diesem Grundsatz vgl. Vykypěl 2002b, 239f. mit Literatur); wenn z.B. *s* zu einem Vokal erklärt worden wäre, würde die weitere Beschreibung durch die Konstatierung kompliziert, dass es durch einen phonologischen Konsonanten manifestiert wird, während das bei den anderen Vokalen nicht der Fall ist, was unbedingt zu erläutern wäre.

In diesem Punkt könnte jedoch offensichtlich eine schwerwiegende Frage gestellt werden: Da die Manifestation (Substanz) verschieden sein darf, welche Substanz versteht man denn eigentlich unter derjenigen, mit der die Beschreibung im Einklang stehen soll?

Obwohl Hjelmslev grundsätzlich auf der Irrelevanz der Substanz hinsichtlich der Form beharrt, gibt er selbst zu, dass z.B. verschiedene Rechtschreibungen (graphische Systeme) zur Feststellung verschiedener Ausdruckssysteme führen können; er erklärt dies jedoch als eine Folge der Möglichkeit, dass verschiedene Ausdruckssysteme demselben Inhaltssystem entsprechen (vgl. Hjelmslev 1943, 92f.; 1973, 269f., 272f.; ähnlich argumentieren auch Uldall 1944 und Spang-Hanssen 1963, 147–150). Dies trifft aber offenbar nicht zu, da es sich in diesem Falle um zwei oder mehrere Sprachen (Arten von Sprachbau) handeln würde: Eine Sprache besteht ja in der Koexistenz eines einzigen Inhalts- und eines einzigen Ausdruckssystems, weil es ja zwischen dem Ausdrucks- und dem Inhaltsplan die Interdependenz gibt (wenn sie als „class as one“ betrachtet werden).

Später schreibt Hjelmslev (1959, 49f.), die phonematische und die graphematische Analyse solcher Sprachen wie z.B. des Französischen oder des Englischen resultiere in zwei verschiedenen semiotischen Formen, d.h. Systemen des Ausdrucksplans. Das steht jedoch offenbar im Widerspruch zur wiederholten Behauptung von Hjelmslev, die Identität einer Sprache, welche unterschiedliche

Ausdruckssysteme haben, sei durch die Form (den Sprachbau) gewährleistet und deshalb z.B. das gesprochene und das geschriebene Dänische stellten immer dieselbe Sprache dar (vgl. Hjelmslev 1959, 27f., 74; 1963, 43–45 = 1968, 51–53).

Wie man sieht, ist die Frage, die hier relevant bleibt, diejenige, inwieweit eine bestimmte geschriebene und eine bestimmte gesprochene Sprache, welche unterschiedliche Ausdruckssysteme haben, *dieselben* sind. Dafür findet man kaum formale Kriterien. Der oben erwähnte Vergleich der Inhaltsstrukturen, den Hjelmslev, Uldall und Spang-Hanssen empfehlen, passt nicht. Ein weiteres Kriterium, welches Spang-Hanssen (l.c.) anbietet, der Begriff des Grades der Ähnlichkeit resp. der Differenz zwischen den betreffenden Strukturen, ist offensichtlich zu vage. Es bleiben also nur „außersprachliche“ (den Sprachgebrauch betreffende) Kriterien: Z.B. stellen das gesprochene und das geschriebene Obersorbische zwei Arten von Sprachbau dar, werden aber zu einer einzigen Sprache verbunden, da sie von einer einzigen Sprecherkommunität benutzt werden.

Als unwichtig resp. nicht entscheidend in der geschilderten Perspektive erscheint die Tatsache, dass z.B. vor dem Element *ě* die sog. Konsonantenpalatalisation aufgehoben wird (wenn man mit dem sog. palatalisierten Konsonanten als Invariante rechnet) und *ě* damit in anderen Beziehungen als die übrigen besprochenen Elemente eintritt.

Wichtig ist indessen, dass die Elemente *ó* und *ě* wahrscheinlich als Hjelmslevsche *konvertierte Prosodeme* betrachtet werden müssen. Die Prosodeme sind intense Ausdrucksexponenten und – wie oben angedeutet – sowohl die Inhaltsexponenten (Morpheme) als auch die Ausdrucksexponenten können entweder *fundamental* oder *konvertiert* sein: Die Exponenten treten in Beziehungen ein, welche das betreffende Syntagma überschreiten; die fundamentalen Exponenten können in solchen Beziehungen sowohl dependente als auch independente Glieder darstellen, während die konvertierten nur dependent sind. Auf dieser Eigenschaft der konvertierten Exponenten beruhen dann ihre Kombinationsmöglichkeiten: Sie charakterisieren das Syntagma (als Exponenten), und zugleich wird das Syntagma von ihnen gebildet – ähnlich wie von den Konstituenten; die konvertierten Exponenten sind von diesem Gesichtspunkt aus also sozusagen versteckte Exponenten („*déguisé*“; Hjelmslev 1973, 210). Und das gilt auch für obersorbisch *ě* und *ó*: Phonologisch ausgedrückt wird die distinktive Opposition zwischen *ě* und *e* auf der einen und *o* und *ó* auf der anderen Seite in der zweiten Silbe eines Wortes neutralisiert. Das bedeutet, dass eine Silbe, welche entweder nicht die erste in demselben oder einem anderen Wort oder die erste in einem anderen Wort ist, von *ě* oder *ó* syntagmatisch vorausgesetzt wird, aber nicht umgekehrt. Es sei noch darauf aufmerksam gemacht, dass man hier – ähnlich wie oben bei den konvertierten Prosodemen, die bei der sog. Vokalharmonie auftreten – mit dem Begriff des Wortes zu arbeiten gezwungen ist. Man benutzt also ein Kriterium aus dem Sprachgebrauch.

III. Am Beispiel der Kategorien von Vokalen und Konsonanten allgemein und im Obersorbischen speziell haben wir etwa Folgendes gesehen:

1° Da man gezwungen ist, Kriterien aus dem Sprachgebrauch zu benutzen, lässt sich die glossematische Beschreibung des Ausdrucksplans – wenn die phonisch manifestierte Sprache untersucht wird – auch als *morphonologische* (oder *syntagmatische*) *Klassifizierung des phonologischen Systems* auffassen. Wir haben dies als eine Art Kompromiss zwischen „Phonematik“ und Phonologie formuliert, welcher in der syntagmatischen Diversifizierung des phonologischen Systems besteht (vgl. Vykypl 2002b, 241). Zu einer solchen vollständigen morphonologischen Klassifizierung des phonologischen Systems einer konkreten Sprache, und zwar des Litauischen, vgl. Hoskovec (2002).

2° Glossematische Definitionen sind in ihrem operativen Aspekt nicht genügend ausgearbeitet worden, so dass sie ohne Ergänzung durch weitere Kriterien nicht oder wenig anwendbar sind. Man sieht hier, dass die Aufmerksamkeit mehr den formalen Definitionen als den operativen Definitionen gewidmet wurde. Man muss dabei allerdings auch im Auge halten, dass „erfaringsdata aldrig kan bekræfte eller afkræfte teorier selv men kun teoriens anvendelighed“ (Hjelmslev 1943, 14) [„the experimental data can never strengthen or weaken the theory itself, but only its applicability“ (Hjelmslev 1953, 8)], denn die Sprachtheorie an sich ist nur durch das Empirieprinzip falsifizierbar (vgl. Hjelmslev 1943, §§ 5, 6). Verifizierbar sind (und verifiziert werden müssen) dagegen erst die Hypothesen (Behauptungen), die aufgrund der Theorie und ihrer Theoreme aufgestellt werden (Hjelmslev 1943, 15).

Die schwächere Ausarbeitung der operativen Definitionen korrespondiert mit einer allgemeinen Behauptung über die Glossematik, die von Haas (1956, 104f.) ausgesprochen wurde: Die Sprachtheorie Hjelmslevs sei zu allgemein, um für eine linguistische Analyse anwendbar zu sein.

Versöhnlicher spricht Fischer-Jørgensen (1979, 195–199): Man muss zwischen der „*discovery procedure*“, durch welche die Elemente und ihre Beziehungen aufgestellt (festgestellt) werden, und den *Definitionen* der Elemente und ihrer Kategorien unterscheiden. Ohne Berücksichtigung des Sprachgebrauchs (sowohl in seinem Substanz- als auch in seinem Zeichenaspekt) kann man die Kategorien des Sprachbaus nicht entdecken und beschreiben. Ähnlich wie die Ursprache nur durch die untersuchte Sprache darf auch der Sprachbau nur durch den Sprachgebrauch gesehen werden. Diese Beschreibung soll jedoch formalisiert und daher durch eine objektive Kontrolle revidiert werden. Und um dazu fähig sein zu können, muss „a strict and explicit procedure“ dem Sprachwissenschaftler zur Verfügung stehen. Diese Prozedur ist auf bestimmten Axiomen gegründet, welche die Glossematik formuliert hat (vgl. auch Hjelmslev 1959, 21). Die *formulierte* glossematische Theorie – weil darin die formalen Definitionen überwiegen – stellt also eher eine finale Kontrolle dar, wobei es indessen nicht ausgeschlossen wird, dass ihr operativer Aspekt erweitert und ergänzt werden darf und kann (als eine solche Ergänzung im Ausdrucksplan kann das Werk von Eli Fischer-Jørgensen 1979 betrachtet werden; auf einige weitere Möglichkeiten haben wir in einem anderen Text hingewiesen, vgl. Vykypl 2002a). Das bedeutet indessen auch nicht, dass der formale Aspekt der glossematischen Definitionen etwa eine nachträgliche Reformulierung von bereits existierenden Me-

thoden darstellt: Die Entdeckungsprozedur (Registration) soll in dem Rahmen verfahren, der durch die formalen Definitionen gebildet worden ist, denn – mit Hjelmslevs Worten – „there is no recognition without definition“ (nach Fischer-Jørgensen, l.c.) oder „there is no experience except by means of the method“ (Hjelmslev 1973, 104) (nach Spang-Hanssen 1963, 158 heißt es, nicht *aufgrund*, sondern *mittels* des Sprachgebrauchs bei der Beschreibung zu verfahren).

In einer allgemeinen Perspektive der Wissenschaftsmethodologie, in der zwischen dem „*observational part*“ und dem „*theoretical part*“ einer Wissenschaft zu unterscheiden ist, hat Bar-Hillel (1957, 334) Hjelmslevs Sprachtheorie als eine Betonung des theoretischen Charakters der sprachwissenschaftlichen Grundbegriffe interpretiert, welche allerdings von genügenden Korrespondenzregeln zwischen Theorie und Observation gefolgt werden soll, was bei Hjelmslev nicht immer der Fall ist.

Vom einem anderen Gesichtspunkt aus kann man sagen, dass die üblichen Verurteilungen, die Glossematik sei nicht praktisch anwendbar (siehe Garvin 1954, 95f., Lepschy 1969, 65, Albrecht 2000, 74, 153, 265; vgl. auch Spang-Hanssen 1963, 161f.), völlig dem Wesen der traditionellen Sprachwissenschaft entsprechen, wie es Hjelmslev am 6. Linguistenkongress 1948 in Paris beschrieben hat (vgl. Lejeune 1949, 474–478; siehe auch Holt, ib., 281): Der wesentlichste Zug der traditionellen Sprachwissenschaft ist es, dass sie einfach eine Praxis und nichts mehr ist, welche man nachträglich und „*après coup*“ durch verschiedene theoretische Versuche rechtfertigen will (woraus dann – nebenbei gesagt – auch das terminologische Chaos resultiert). Der traditionelle Sprachwissenschaftler urteilt nicht nach *Gründen*, sondern nach *Zwecken*:

„Le philologue grammairien est un artisan qui fait son métier selon des préceptes transmis par la tradition ; il n'a pas besoin de se demander les raisons de ces préceptes ; ils se justifient non par ces raisons, mais par leur efficacité et par leur rendement pratique.“ (l.c., 475)

Die wirkliche Sprachtheorie kehrt dagegen das Verhältnis um:

„Il s'agit cette fois non d'une théorie bâtie sur une pratique, mais d'une théorie pure sur laquelle on bâtera une nouvelle pratique.“ (l.c.)

Der Sprachwissenschaftler, der diese kopernikanische Wende gewagt hat, ist natürlich vor eine riesige Aufgabe und Arbeit gestellt:

„Cette situation est récente et place la linguistique devant le plus grand problème qu'elle ait envisagé depuis l'invention de l'écriture alphabétique.“ (l.c.)

Und das Wesen seiner Bemühung besteht darin, Erfahrungen und Ahnungen der Tradition explizit zu machen (dieses Programm der Glossematik scheint Bartshat 1996, 126f. begriffen zu haben).

Als das Wichtigste erscheint es also, dass die Glossematik einen Versuch darstellt, *explizite* Formulierungen anzubieten. Es mag sein, dass diese in einigen Aspekten nicht genügend sind. Aber das fordert doch dazu heraus, nicht die Theorie zu verwerfen, sondern vielmehr oder wenigstens ebensoviel sie zu ergänzen

und weiterzuentwickeln. Wenn Noam Chomsky wegen seiner ebenso nicht widerspruchlosen *expliziten* Theorie, die nur vielleicht weniger Mühe im Studium verlangt, gelobt und für einen Philosophen gehalten wird (vgl. Nida-Rümelin 1999), warum sollte Hjelmslev weniger Beachtung verdienen?

LITERATURVERZEICHNIS

- ALBRECHT, J. ²2000. *Europäischer Strukturalismus*. Tübingen – Basel. (Uni-Taschenbücher. 1487.)
- BAR-HILLEL, Y. 1957. Three Methodological Remarks on „Fundamentals of Language“. *Word* 13, 323–335.
- BARTSCHAT, B. 1996. *Methoden der Sprachwissenschaft (Von Hermann Paul bis Noam Chomsky)*. Berlin.
- BENVENISTE, É. 1966. *Problèmes de linguistique générale*. Paris.
- FISCHER-JØRGENSEN, E. 1979. *25 Years' Phonological Comments*. München. (Internationale Bibliothek für allgemeine Linguistik. 31.)
- GARVIN, P.L. 1954. Rezension von Hjelmslev 1953. *Language* 30, 69–96.
- GREIMAS, A.J. 1966. Préface à la traduction française. In: L. Hjelmslev: *Le langage*. Paris, 7–21. (Arguments. 28.)
- HAAS, W. 1956. Concerning Glossematics. *Archivum linguisticum* 8, 93–110.
- HJELMSLEV, L. 1939. Le « caractère linéaire » du signifiant. In: *V^{me} Congrès international des linguistes. Résumés des communications*. Bruges, 25–26.
- HJELMSLEV, L. 1943. *Omkring sprogteoriens grundlæggelse*. København.
- HJELMSLEV, L. 1950. Rôle structurale de l'ordre des mots. In: *Grammaire et Psychologie. Numéro spéciale du Journal de psychologie normale et pathologique* 43, 52–56.
- HJELMSLEV, L. 1953. *Prolegomena to a Theory of Language*. Übers. von F.J. Whitfield. Baltimore. (International Journal of American Linguistics 19/1, Supplement. Memoir. 7.)
- HJELMSLEV, L. 1959. *Essais linguistiques*. Copenhagen. (Travaux du Cercle linguistique de Copenhague. 12.)
- HJELMSLEV, L. 1963. *Sproget*. København. (Berlingske Leksikon Bibliotek. 21.)
- HJELMSLEV, L. 1968. *Die Sprache*. Übers. von O. Werner. Darmstadt.
- HJELMSLEV, L. 1973. *Essais linguistiques II*. Copenhagen. (Travaux du Cercle linguistique de Copenhague. 14.)
- HJELMSLEV, L. 1975. *Résumé of a Theory of Language*. Hrsg. von F.J. Whitfield. Copenhagen. (Travaux du Cercle linguistique de Copenhague. 16.)
- HJELMSLEV, L. 1985. *Nouveaux essais*. Hrsg. von F. Rastier. Paris.
- HORECKÝ, J. 1949. *Fonologia latinčiny* [Phonologie des Lateinischen]. Bratislava. (Práce z vedeckých ústavov Slovenskej akadémie vied a umení. 9.)
- HOSKOVEC, T. 2002. Fonologický inventář a jeho morfonologické třídění [Das phonologische Inventar und seine morphonologische Klassifizierung]. *Slavia* 71, 267–300.
- JAKOBSON, R. 1975. Prinzipien der historischen Phonologie. In: D. Cherubim (Hrsg.): *Sprachwandel (Reader zur diachronischen Sprachwissenschaft)*. Berlin – New York, 78–98.
- LEJEUNE, M. (Hrsg.) 1949. *Actes du Sixième congrès international des linguistes*. Paris.
- LEPSCHY, G.C. 1969. *Die strukturelle Sprachwissenschaft*. München. (Sammlung dialog. 28.)
- LEŠKA, O. 1964. Zur Invariantenforschung in der Sprachwissenschaft. *Travaux linguistiques de Prague* 1, 85–93.
- MATHESIUŠ, V. 1932. O požadavku stability ve spisovném jazyce. In: B. Havránek & M. Weingart (ed.): *Spisovná čeština a jazyková kultura*. Praha, 14–31. (Výhledy. 14.) [Deutsche Übersetzung: Über die Notwendigkeit der Stabilität in der Literatursprache. In: J. Scharnhorst & E. Ining (Hrsg.): *Grundlagen der Sprachkultur*. I. Berlin 1976, 86–102. (Sprache und Gesellschaft. 8/1.)]
- NIDA-RÜMELIN, J. (Hrsg.) ²1999. *Philosophie der Gegenwart in Einzeldarstellungen*. Stuttgart. (Kröner Taschenausgabe. 423.)

- NOVÁK, E. 1936. L'harmonie vocalique et les alternances consonantiques dans les langues ouralo-altaïques, surtout finno-ougriennes. *Travaux du Cercle linguistique de Prague* 6, 81–95.
- SAUSSURE, F. DE²1922. *Cours de linguistique générale*. Paris.
- SCHULTINK, H. 1971. Hjelmslev's Empirical Principle. In: L.L. Hammerich, R. Jakobson & E. Zwirner (Hrsg.): *Form & Substance. Phonetic and linguistic papers presented to Eli Fischer-Jørgensen, 11th February 1971*. København, 39–46.
- SIERTSEMA, B. ²1965. *A Study of Glossematics*. The Hague.
- SKALIČKA, V. 1935. *Zur ungarischen Grammatik*. Prag. (Facultas Philosophica Universitatis Carolinae Pragensis. Práce z vědeckých ústavů. 39.)
- SKALIČKA, V. 1979. *Typologische Studien*. Hrsg. von P. Hartmann. Braunschweig – Wiesbaden. (Schriften zur Linguistik. 11.)
- SPANG-HANSEN, H. 1959. *Probability and Structural Classification in Language Description*. Copenhagen.
- SPANG-HANSEN, H. 1963. Glossematics. In: Ch. Mohrmann, A. Sommerfelt & J. Whatmough (Hrsg.): *Trends in European and American Linguistics 1930–1960*. Utrecht – Antwerp, 128–164.
- TOGBEY, K. 1949. Qu'est-ce qu'un mot? *Travaux du Cercle linguistique de Copenhague* 5, 97–111.
- TRNKA, B. 1982. *Selected Papers in Structural Linguistics*. Hrsg. von V. Fried. Berlin – New York – Amsterdam. (Janua linguarum. Series Maior. 88.)
- TRUBETZKOY, N.S. 1939. *Grundzüge der Phonologie*. Prag. (Travaux du Cercle linguistique de Prague. 7.)
- ULDALL, H.J. 1944. Speech and Writing. *Acta linguistica* 4, 11–16.
- VACHEK, J. (Hrsg.) 1964. *A Prague School Reader in Linguistics*. Bloomington.
- VACHEK, J. (Hrsg.) 1966a. *Les problèmes du centre et de la périphérie du système de la langue*. Prague. (Travaux linguistiques de Prague. 2.)
- VACHEK, J. 1966b. *The Linguistic School of Prague*. Bloomington – Paris.
- VACHEK, J. (Hrsg.) 1983. *Praguiana: Some Basic and Less Known Aspects of the Prague Linguistic School*. Amsterdam & Praha.
- VYKYPĚL, B. 2002a. Skalička – Hjelmslev (Praha – Kodaň) [Skalička – Hjelmslev (Prag – Kopenhagen)]. *Sborník prací filosofické fakulty brněnské university A* 50, 5–37.
- VYKYPĚL, B. 2002b. Fragen der Beschreibung des Ausdrucksplans (mit Beispielen aus dem Ober-sorbischen). In: R. Blankenhorn, S. Dönninghaus & R. Marzari (ed.): *Beiträge der Europäischen Slavistischen Linguistik (POLYSLAV)*. V. München 2002, 236–250. (Die Welt der Slaven. Sammelbände / Сборники. 15.)

Bohumil Vykypěl

Ústav pro jazyk český AV ČR

etymologické oddělení

Veveří 97

CZ-602 00 Brno

vykypel@iach.cz